

E. TIEFENSEE

# Diesseits und Jenseits der Sprache

## Eine Kritik der Sprachkritik

Grundlegendes Medium menschlicher Verständigung ist die Sprache. In ihrer nahezu unbegrenzten Variabilität ist sie das Instrument schlechthin des Denkens, des Begreifens von Wirklichkeit. Diese besondere Stellung der Sprache hat sich die sprachanalytische Philosophie zunutze gemacht und setzt mit ihren philosophischen Bemühungen bei einer kritischen Untersuchung der Sprache an. Daß aber ein solches Vorhaben die Grenzen des Mediums „Sprache“ anerkennen muß, wird in dem folgenden Beitrag aufgewiesen. Es gibt Formen sinnvoller Bezugnahme auf die Wirklichkeit auch jenseits der Sprache. – Dr. Eberhard Tiefensee, geb. 1952 in Leipzig, studierte in Erfurt und wurde dort 1986 mit der Arbeit *Die religiöse Anlage und ihre Entwicklung. Der religionsphilosophische Ansatz Johann Sebastian Dreys (1777-1853)* zum Dr. theol. promoviert. Nach einiger Zeit der seelsorglichen Tätigkeit habilitierte er sich 1991-1996 in Bonn und Tübingen (*Philosophie und Religion bei Franz Brentano [1838-1917]*). Seit 1997 ist er Professor für Philosophie am Phil.-Theol. Studium Erfurt. Weitere Veröffentlichungen u. a.: *Wandlungen im Selbstverständnis der Kirche nach den Sozialaussagen*, in: Kirche zwischen Vertröstung und Klassenkampf. 100 Jahre Rerum Novarum, hg. v. R. Janiszewski u. a., Leipzig 1991, 91-101; *Vergangenheitsbewältigung. Gedanken zu einem unbewältigten Thema*, in: Abbrüche – Umbrüche – Aufbrüche. Der Dienst der Kirche in einer veränderten Gesellschaft, Leipzig 1993, 171-184; *Philosophie und Religion bei Franz Brentano*, in: Von Gott reden in säkularer Gesellschaft, (FS Konrad Feiereis) hg. von E. Coreth / W. Ernst / E. Tiefensee, Leipzig 1996; *Umfassende Identitätskrise. Zur geistigen Situation in Deutschland Ost*, in: HerKorr 52 (1998) 184-189.

### Hinführung<sup>1</sup>

Die Forderung Bertrand Russells von 1900, alle gesunde Philosophie habe mit einer Analyse von Propositionen zu beginnen<sup>2</sup> (zur Übersetzung dieses Wortes später), markiert, was erst 1953 durch Gustav Bergmann die Bezeichnung „linguistic turn“ – sprachphilosophische oder sprachkritische Wende – bekommen sollte. Zu den Geburtshelfern gehören neben Russell der Jenaer Mathematiker Gottlob Frege mit seiner „Begriffsschrift“ von 1879, Rudolf Carnap und besonders Ludwig Wittgensteins „Tractatus“ von 1921. Dessen Postulat „Alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘“ (Tractatus 4. 0031), findet sich jedoch schon in Francis Bacons Idolenlehre, in Hamanns und Herders Metakritik an Kants Vernunftkritik sowie bei Wilhelm von Humboldt. Aber erst in unserem Jahrhundert bildete sich die analytische – genauer: die sprachanalytische Philosophie in ihrer alle Bereiche der Philosophie erobernden Expansionskraft, in ihrer Differenziertheit der Fragestellungen und Antworten und auch im Kampf ihrer verschiedenen Schulen untereinander und mit anderen philosophischen Richtungen zu einer Art neuer Scholastik heraus mit einer unüberschaubaren Materialfülle. Daß sie trotz ihrer kontinentalen Gründervä-

<sup>1</sup> Gekürzter und überarbeiteter Text der Antrittsvorlesung in Erfurt vom 18. Juni 1998.

<sup>2</sup> Vgl. Historisches Wörterbuch der Philosophie 9 (1995) 1511.

ter als das Markenzeichen der angelsächsisch-amerikanischen Philosophie gilt, dürfte u. a. an der nationalsozialistischen Vertreibung vieler hervorragender Geister in den englischsprachigen Raum liegen – ein einschneidendes Ereignis, dessen umfassende kultur- und geistesgeschichtliche Folgen sich wahrscheinlich erst in der jetzigen, dritten Forschergeneration bemerkbar machen.

Der linguistic turn soll im folgenden gewürdigt und kritisch angefragt werden. Zunächst sind wesentliche Motive beizubringen, warum die Hinwendung zur Sprache empfehlenswert ist: Es geht um das „Diesseits der Sprache“ (1.). Die Kritik verweist auf das „Jenseits der Sprache“: zum einen auf das, was der Einfachheit halber „Jenseits der Sprache innerhalb der Sprache“ genannt sei (2.), zum anderen auf das Jenseits der Sprache im Sinne eines Außerhalb (3.). Einige Folgerungen für die Theologie bilden den Schluß.

## 1. Diesseits der Sprache

### a. Sprache als vorzügliches Zeichensystem

Anders als Tasten und Schmecken gehören Sehen und Hören zu den Sinnesvermögen mit großer Reichweite. Auf den Bereich des Sehens und auf die Lichtmetaphorik wird seit alters her zurückgegriffen, wenn es um Denken und Erkennen geht: Einsehen, Durchblicken, Aufklären, Erleuchten usw. Das sind vor allem rezeptive Vorgänge. Unter den Äußerungen des Menschen hat nun wieder die Sprache eine Sonderstellung. Denn es ist eine Besonderheit der Lautgebärde, zu denen das Sprechen gehört: daß mich dabei der andere hört und zugleich ich mich selbst. Damit konstituiert der Zusammenhang Sprechen-Hören anders als das Sehen den Bereich des Sozialen, aber vor allem ermöglicht er eine Selbstidentität dadurch, daß ich mich durch das Mich-selbst-Hören zugleich zum eigenen Objekt mache, mir also selbst ein Gegenüber bin.<sup>3</sup> Sowohl die soziale Dimension als auch dieses selbstreflexive Moment ist für das Werden des Bewußtseins von fundamentaler Bedeutung, was sich besonders dann zeigt, wenn das Hör- und Sprachvermögen geschädigt sind. Wird nun das Gesprochene vom Vorgang des Sprechens abgelöst, also der Sprech-Inhalt vom Sprech-Akt getrennt – eine immens wichtige Voraussetzung für die sprachanalytische Philosophie –, dann erscheint das Gesprochene als ein Zeichen unter vielen möglichen anderen: Bildern, Gebärden, Spuren, die ebenfalls entsprechende Inhalte haben können. Unter allen Zeichensystemen ist aber offenbar die Sprache das hervorragendste, ist sie doch anders als zum Beispiel das Bild an kein besonderes Medium gebunden und kann im gesprochenen und geschriebenen Wort wie kein anderes Zeichensystem über Orte und Zeiten hinweg weitergegeben werden.

### b. Sprache und Denken

In ständig erneuten Konstellationen wurde durch die gesamte Geistesgeschichte hindurch der Zusammenhang von Sprache und Denken reflektiert. Einigkeit be-

<sup>3</sup> Der Gedanke stammt von G. H. Mead, vgl. H. Peukert, *Wissenschaftstheorie – Handlungstheorie – Fundamentale Theologie. Analysen zu Ansatz und Status theologischer Theorienbildung*, Düsseldorf 1976, 183f.

steht darin, daß Sprache das Instrument des Denkens schlechthin ist. Denn wie kein anderes Zeichensystem eröffnet sie uns den Zugang zum Allgemeinen und ermöglicht die Ablösung unseres Denkens vom Konkreten. Was „Gesetz“, „Sein“ und „Welt“ ist, kann nur durch Sprache angemessen repräsentiert werden, und ein Sachverhalt wie „Es gibt keine viereckigen Kreise“ ist anders als sprachlich nicht darstellbar. Alles scheint irgendwie der Sprache zugänglich gemacht werden zu können, ist auf diesem Wege wiedererkennbar – unabhängig vom jeweiligen Träger wie menschliches Bewußtsein, ein Blatt Papier oder ein Computer – und kann so zum Gegenstand beispielsweise einer Diskussion dienen.

Ist Sprache das Instrument des Denkens schlechthin, dann heißt sie zu optimieren, auch das Denken zu optimieren. Das gilt besonders für das philosophische Denken, das sich unverzichtbar im Medium der Sprache bewegt. Hier setzt das Programm der sprachanalytischen Philosophie an:

„Die ‚sprachanalytische Philosophie‘ ist hinsichtlich ihres Gegenstandsbereiches von anderen Arten von Philosophie nicht klar geschieden. ‚Sprachanalytische Philosophie‘ ist einfach Philosophie, aber betrieben mit einem angemessenen Bewußtsein von den Fallstricken der Sprache, die andere übersehen, und mit der Entschlossenheit, diese Fallstricke dadurch zu vermeiden, daß man die schon entdeckten sorgfältig in die philosophische Landkarte einträgt, im übrigen aber mit scharfem Blick danach Ausschau hält, ob es vielleicht auch noch andere gibt.“<sup>4</sup>

Dieses Programm ist also zugleich therapeutisch und hygienisch, Krankenhaus und Gesundheitsvorsorge für das „Logotop“ Sprache. Aus dem Bewußtsein für deren Fallstricke erwuchs von Zeit zu Zeit die Hoffnung, an die Stelle der gegenwärtigen „infizierten“ Sprachen eine „keimfreie“ Idealsprache setzen zu können, für welche die Kunstsprache der Mathematik und der formalen Logik das Vorbild abgeben sollte. Viele analytische Philosophen kommen aus der Mathematik und Logik. Seitdem jedoch der Mathematiker Kurt Gödel 1931 nachgewiesen hat, daß eine solche formale Sprache *ohne* voraussetzenden Bezug auf die Alltagssprache unmöglich ist – und diese läßt sich nun einmal nicht hinreichend bereinigen –, muß man sich von diesem hochfliegenden Projekt endgültig verabschieden – wie in der Physik vom Perpetuum mobile.

Es war erneut Wittgenstein, der in seiner Spätphase die analytische Philosophie auf den zeitweise vergessenen Zusammenhang von Sprache und Lebensform, Sprache und Kultur, Sprache und Handeln aufmerksam machte. Man kann hier fast von einem „pragmatic turn“ in der analytischen Philosophie sprechen. In Deutschland rückten – in kritischer Distanz zur oft geschichtsvergessenen analytischen Philosophie – Karl-Otto Apel und insbesondere Jürgen Habermas die kommunikative Seite der Sprache ins Licht der Philosophie. Vor allem in Form des geschriebenen Wortes ist Sprache nun einmal der effektivste aller Traditionsträger. Sie zu kennen und zu verstehen heißt den Zugang nicht nur zu einem einzelnen Menschen, sondern auch zu einer Gemeinschaft und Kultur oder (wie besonders Marxisten und neuerdings feministische Theorien betonen) zu den entsprechenden Ideologien, ja zum Humanum überhaupt zu gewinnen – ein Weg, der sonst verschlossen bliebe. Spra-

<sup>4</sup> So brachte es 1959 Richard M. Hare auf den Punkt; zitiert nach H.-U. Hoche, Einführung in das sprachanalytische Philosophieren, Darmstadt 1990, 45.

che kommt aus der Geschichte, deutet die Geschichte und vergegenwärtigt sie: Sobald die Hieroglyphenschrift der Ägypter oder die Bilderschrift der Maya-Tempel entziffert werden können, ist es, als zerreiße der Vorhang vor einer Kultur. Viele schätzen jedoch den Stellenwert der Sprache höher ein: Sprache eröffne nicht nur Wege zum Menschen, sondern sie konstituiere Menschsein; sie sei nicht nur Zugang, sondern Schöpferin von Weltanschauungen und Kulturen, indem sie Einheit stiftet und anderes ausgrenzt und den Horizont, in dem sich unser Leben bewegt, strukturiert. Sie erschaffe die Gegenstände eigentlich erst, wenn wir sie benennen, bringe die Sachverhalte erst hervor, wenn wir über sie reden. Sprache sei also mehr als bloßes Denk- und Kommunikationsinstrument, sondern fundamental für die Menschenbildung. So sahen das schon die Humanisten am Beginn der Neuzeit. Für Hans-Georg Gadamer ist Sprache nicht nur Werkzeug, sondern umgreifender Horizont alles Auslegens und Verstehens. Damit wird die Hermeneutik (als Verstehenslehre ursprünglich ein Instrument zur Textanalyse) zum Modell für das Weltverständnis überhaupt. Martin Heidegger nennt die Sprache in seinem Brief „Über den Humanismus“ nichts weniger als die „lichtend-verbergende Ankunft des Seins selbst“, „das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch.“<sup>5</sup> Unsere grobe Skizze zeigt, daß die Hinwendung zur Sprache offenbar alle Zeiten der Philosophiegeschichte und auch die verschiedensten philosophischen Richtungen übergreift, selbst wenn diese sich im Detail sogar fundamental bekämpfen.<sup>6</sup>

### *c. Sprachanalyse als das philosophische Instrument schlechthin*

Auf diesem Hintergrund ist die Hoffnung nachvollziehbar, nun in der Sprachanalyse die philosophische Methode schlechthin gefunden zu haben, nachdem Kants transzendente und Husserls phänomenologische Methode nicht die erhofften Erfolge gebracht hatten.<sup>7</sup> Solche optimistischen Voraussagen sind im Laufe der neuzeitlichen Philosophiegeschichte immer mal wieder gemacht, aber leider nie bestätigt worden, was auch diesmal der Fall sein dürfte. An warnenden Stimmen fehlt es nicht. Zu den frühesten gehört Platon in seinem 7. Brief: Die Sache, auf die sich seine philosophischen Bestrebungen richteten, „läßt sich nicht in Worte fassen, sondern aus lange Zeit fortgesetztem, dem Gegenstande gewidmetem wissenschaftlichen Verkehr und aus entsprechender Lebensgemeinschaft tritt es plötzlich in der Seele hervor wie ein durch einen abspringenden Funken entzündetes Licht und nährt sich dann durch sich selbst“. Er sehe sich außerstande, „diese Dinge in einer für das Publikum befriedigenden Weise niederzuschreiben oder mündlich vorzutragen“ (Briefe 342e). Ob es so etwas wie eine ungeschriebene Lehre Platons gibt, soll hier nicht diskutiert werden; es geht um sein Gefühl für die Diskrepanz zwischen dem Gedanken – oder vielleicht eher: dem Geschauten, dem Einsichtigen – und dem Wort. Im „Phaidon“ gebraucht Platon dafür das Bild von der zweitbesten Fahrt. Gemeint ist, daß man rudern muß, wenn kein Wind in die Segel fährt, aber

<sup>5</sup> M. Heidegger, Über den Humanismus, Bern 1947, 16 und 5.

<sup>6</sup> Zum Beispiel gilt Heidegger für analytische Philosophen wie Michael Dummett schlichtweg als „Witzfigur“. M. Dummett, Wahrheit. Fünf philosophische Aufsätze, Stuttgart 1982, 185.

<sup>7</sup> Vgl. ebd. 217-220.

so immerhin noch vorankommt. Sokrates stellt am Ende seines Lebens fest, er habe sich von der Betrachtung der gegebenen Dinge losgesagt, die ihn blenden würden wie die Sonne ein ungeschütztes Auge, und sich entschlossen, „zu den Begriffen meine Zuflucht zu nehmen und an ihrer Hand das wahre Wesen der Dinge zu erforschen“ (Phaidon 99e), also sozusagen sein Wissen aus zweiter Hand zu beziehen: aus dem Nachdenken über Gedanken statt aus der Hinwendung zu den Sachen selbst. Das sprachanalytische Programm erscheint in diesem Sinne als ein Vorankommen, aber nur als zweitbeste Fahrt.

Das gesamte Mittelalter hindurch wurde die Differenz zwischen der Sache / dem Sein / der Wirklichkeit einerseits und den Gedanken / Aussagesätzen / Begriffen, die sozusagen eine innere Sprache bilden, andererseits ausführlich bedacht und diese noch einmal in Differenz zur jeweiligen sprachlichen Äußerung gesetzt. Besonders die sogenannten Modisten im ausgehenden 13. Jahrhundert insistierten darauf, diese verschiedenen Momente gut auseinanderzuhalten und, so Boethius von Dacien, nicht Philosophie und Grammatik zu verwechseln. Es waren nicht zuletzt Mystiker wie Meister Eckhart, die mit durchaus sprachkritischer Intention darauf hinwiesen, daß zur Rede über den un-nennbaren Gott bestenfalls eine metaphorische, symbolische oder sogar mystische Sprache angebracht sei. Nach Eckharts Vorstellung redet Gott und reden die Dinge miteinander eigentlich sprachlos; die menschliche Sprache sei davon nur eine blasse Spur.<sup>8</sup>

#### *d. Sprachanalyse – nur eine Methode?*

Aber selbst bei den letztgenannten Problemanzeigen, so wird man mit Recht einwenden, bleibt Sprache das entscheidende Paradigma. Und viele analytische Philosophen werden ihr Programm verteidigen, indem sie betonen, die Differenz von Wirklichkeit und Sprache werde keineswegs überspielt: Es handle sich bei Sprachanalyse um eine Methode ohne ontologische oder metaphysische Zielstellungen. Mit dieser Begründung nannte Hans-Ulrich Hoche sein Werk „Einführung in das sprachanalytische Philosophieren“ und eben nicht „... in die sprachanalytische Philosophie“.<sup>9</sup> Doch seien hier Zweifel angemeldet. Bei näherer Betrachtung stellt sich der linguistic turn doch als mehr denn nur als eine methodologische Wende dar. Wittgensteins „Tractatus“ spricht es entschieden aus: „*Die Grenzen meiner Sprache* bedeuten die Grenzen meiner Welt. ... Was wir nicht denken können, das können wir nicht denken; wir können also auch nicht *sagen*, was wir nicht denken können.“ (Tractatus 5. 6-5. 61) Man kann das durchaus so verstehen: Was ist, ist bewußt; was bewußt ist, ist sprachlich bewußt. Alles, was ist, begegnet demzufolge nur in Sprache, und die Welt geht letztlich in Sprache auf. Das klingt wie eine Neuaufgabe der Hegelschen Ineinsetzung von Vernunft und Wirklichkeit<sup>10</sup> – und da-

<sup>8</sup> Vgl. J. H. J. Schneider, Der Begriff der Sprache im Mittelalter, im Humanismus und in der Renaissance: Archiv für Begriffsgeschichte 38 (1995) 66-149, sowie ders., in: Historisches Wörterbuch, a. a. O. 1454-1468.

<sup>9</sup> Siehe Anm. 4. Vgl. besonders das Vorwort (XIII ff.).

<sup>10</sup> Vgl. Hegels berühmten Satz in der Vorrede seiner „Grundlinien der Philosophie des Rechts“: „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig.“

nach kamen Kierkegaard, Marx und Nietzsche. So gesehen, ist es sicher nicht abwegig, dem sprachanalytischen Programm ähnliche Turbulenzen wie dem idealistischen Ansatz vorauszusagen.

Ontologische Aussagen sind in der analytischen Philosophie fast unumgänglich; ihr Hang zur Reduzierung dessen, was ist, ist unübersehbar.<sup>11</sup> Es scheint die Tendenz aller Methodologien zu sein, was sie jeweils nicht erfassen können, überhaupt aus dem Bereich der Wirklichkeit zu eliminieren – ein Phänomen, das von der Naturwissenschaft her nur zu gut bekannt ist. Man konstruiert oder rekonstruiert eben nicht nur Sprache, sondern schafft damit, erneuert (oder zerstört vielleicht sogar) immer auch Welt. Je enger folglich Sein und Sprache zusammengesehen werden, desto folgenreicher sind die sprachanalytischen Ergebnisse für das Wirklichkeitsverständnis und für die Kommunikation zwischen Individuen und Kulturen.

So gesehen, ist in Fragen der Verständigung das Scheitern des Projektes einer idealen Universalsprache von besonderer Bedeutung, bleiben doch offenbar unauflösbare Differenzen innerhalb einer und zwischen den Sprachen. 1969 erfand Willard van Orman Quine einen Ethnologen, der bei Eingeborenen den Satz „Gavagai“ hört. Er findet heraus, daß sich das irgendwie auf Kaninchen bezieht, kann aber nicht feststellen, ob auf ein Kaninchen, ein unabgetrenntes Kaninchen-Teil, ein zeitliches Kaninchen-Stadium oder einen Fall von Kanincentum. Quine demonstrierte daran die Unmöglichkeit, den Bezug eines Ausdrucks präzise zu bestimmen und ihn auf diese Weise „richtig“ zu übersetzen. Der jeweilige Bezugsrahmen, in dem Sätze stehen, und insofern auch die spezifische Ontologie sind demnach eine Sache jeweiliger Festlegung: Wir selber, so sagt er, bestimmen „unseren Maßstab für das, was überhaupt als Tatsache gilt“.<sup>12</sup>

Hilary Putnam hat diese Beobachtung verschärft, indem er anhand eines simplen Satzes wie „Eine Katze ist auf einer Matte“ zu zeigen versucht, daß jede Sprache immens viele verschiedene Interpretationen und entsprechend verschiedene Welten zuläßt. Da wir nicht über einen Gottesstandpunkt – „the God's eye“ – verfügen, erweist sich die Vielfalt der Perspektiven als unhintergebar. Daß es unmöglich ist, sich der Welt aus einer absoluten Perspektive heraus, sozusagen durch einen „Blick von Nirgendwo“ beschreibungsunabhängig zu nähern, dürfte inzwischen allgemein anerkannt sein. Extrem relativistische Deutungen dieses Umstands lassen die Welt überhaupt hinter dem Vorhang unserer Sprache verschwinden, schütten also auf dem Wege einer nihilistischen Sprachkritik das Kind „Welt“ mit dem Bade „Weltdeutung“ aus. Putnam versucht zwar, solche Konsequenzen abzuwehren. Aber zu Recht kann gefragt werden, ob beispielsweise das Gold, von dem Aristoteles als einem gelbglänzenden Metall redet, dasselbe ist wie das von uns mit der Ordnungszahl 79 bezeichnete chemische Element, wenn hier doch bis in die Lebensform hinein alles verschieden ist. Um nicht auf Dauer in eine X-Beliebigkeit möglicher Interpretationen zu steuern, verweist Putnam auf die Aufgabe und Fähigkeit unserer

<sup>11</sup> So hat auch Hoche trotz aller Einschränkung des sprachanalytischen Programms auf Methode bei Sätzen wie „Es gibt Dinge, von deren Existenz niemand weiß“ große „Bedenken“, vgl. a. a. O. 140f.

<sup>12</sup> Zitiert nach ebd. 79. Vgl. W. v. O. Quine, Wort und Gegenstand, Stuttgart 1980.

Ratio, das von ihr gewonnene Material nach dem Kriterium der Kohärenz zu sichten und so die Zahl möglicher Perspektiven einzugrenzen.<sup>13</sup>

An diesem Punkt sind aber linguistisch orientierte Philosophen aus dem französischen Raum weniger optimistisch, indem sie auf die Problematik der unüberwindlichen Differenzen zwischen den Diskursen aufmerksam machen. (Der Einfachheit halber seien hier die unter den vagen Titeln Dekonstruktivismus und Postmoderne laufenden Diskussionen zusammengefaßt.) Jean-François Lyotard stellt in seinem Buch „Der Widerstreit“ den totalen Diskurszusammenbruch innerhalb der einen Menschheit vor Augen, der sich im Namen Auschwitz konzentriert. Ein SS-Aufseher und ein jüdischer Häftling hatten keine gemeinsame Basis mehr. Schon deshalb liegt für Lyotard Auschwitz jenseits der Sprache; der Nationalsozialismus sei nicht ausdiskutiert, sondern wie ein tollwütiger Hund erschlagen worden.<sup>14</sup> Die Unhintergebarkeit der Perspektiven und die Kommunikationsabbrüche haben enorme geistes- und kulturgeschichtliche Konsequenzen. Zum Verständnis des Problems reicht es, die eigene Alltagserfahrung zu befragen oder die Zeitung aufzuschlagen:

„Typisch ist folgende Situation: eine Straßensperre, ein Haufen junger Lümmel mit Kalaschnikows, je später der Tag, desto betrunkenere, die verzweifelte Suche nach einem Argument, warum es für diese Leute sinnvoll sein kann, einen Transport mit verwundeten Gegnern durchzulassen. Reden, reden. Während ihre Gegenüber mit Gewehren fuchteln, kämpfen die Mitarbeiter des IKRK [Internationalen Komitees des Roten Kreuzes] mit Engelszungen.“<sup>15</sup>

Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, das Versagen der Sprache und damit das vielbeschworene Versagen der Intellektuellen angesichts des Auseinanderdriftens der Kulturen und Weltanschauungen sei ein Ergebnis oder sogar eine notwendige Folge des linguistic turn. Es geht zunächst schlicht darum, die aus der Geschichte der Philosophie und aus der Gegenwartserfahrung aufleuchtenden Warnzeichen zu sehen und das sprachkritische Projekt noch einmal selbst kritisch zu betrachten. Vielleicht ist doch Hoffnung jenseits der Sprache. Nach diesem Ort soll im folgenden gefragt werden – nicht umfassend-systematisch, das würde dieses Unternehmen hier sprengen, sondern anhand einiger Beispiele.

## 2. Jenseits der Sprache innerhalb der Sprache

Es ist auffallend, daß innerhalb einer sich auf die Sprache methodologisch oder sogar thematisch beziehenden Philosophie wie der analytischen so tiefgreifende terminologische Differenzen herrschen; ihre Vorbilder, Mathematik und formale Logik, kennen solche in diesem Umfang nicht. Was ist überhaupt „Sprache“, deren Analyse der entscheidende Ansatzpunkt der philosophischen Bemühung sein soll?

<sup>13</sup> Vgl. H. Putnam, Vernunft, Wahrheit und Geschichte, Frankfurt a. M. 1990; ders. Für eine Erneuerung der Philosophie, Stuttgart 1997. Auf die Diskussion über das 1959 von N. L. Wilson postulierte principle of charity (Prinzip der Nachsichtigkeit) zur Rettung der Identität von Aussage-Referenten trotz veränderter Ontologien kann hier nicht eingegangen werden.

<sup>14</sup> Vgl. J.-F. Lyotard, Der Widerstreit (Supplemente; 6), München<sup>2</sup> 1989, besonders 181f.

<sup>15</sup> „Die ZEIT“, 16. April 1998, Nr. 17, S. 3.

Die Ausführungen des Konstanzer Erkenntnistheoretikers Hubert Schleichert sind signifikant:

„Soll das, was jemand im Traum produziert, wirklich ‚Sprache‘ heißen, oder das, was jemand von sich gibt, der sich verspricht, der ermüdet oder unkonzentriert etwas anderes sagt, als er eigentlich *meint*? Soll es *Sprache* heißen, wenn ein Choreograph einer Tänzerin sagt ‚Ich meine es *so*‘, worauf er eine Folge von Bewegungen vormacht? Soll man das, was ein Patient nach einem Schlaganfall noch von sich geben kann, ‚Sprache‘ nennen, wann soll man es, wann nicht, wo liegen die Grenzen? Auch die Frage, ob das, was ein Computer an linguistischer Produktion zuwege bringt, ‚wirkliche Sprache‘ genannt werden darf, gehört hierher. Alle diese Probleme scheinen schwierig, tiefgründig oder unlösbar, *und sind doch harmlos* [Hervorhebung ET]. Der Begriff der Sprache ist für den alltäglichen Normalfall etabliert: Der wache, gesunde, unabgelenkte Mensch beherrscht die Sprache; Säuglinge, Tiere und Grammophone können nicht sprechen. Mit Grauzonen hat man es selten zu tun, deshalb liegt der Gebrauch des Begriffs der Sprache für sie nicht fest. Aber Begriffe haben nicht von sich aus Bedeutungen, wir müssen sie ihnen *geben*. Wo unklar ist, ob man von ‚wirklicher‘ Sprache reden darf, ist auch unklar, ob man von ‚echtem‘ Bewußtsein reden darf, und umgekehrt. Darin liegt kein Geheimnis.“<sup>16</sup>

Wenn hier vielleicht kein Geheimnis liegt, dann immerhin ein Problem. Es zeigt sich, daß schon die Festlegung solch fundamentaler Kategorien wie „Sprache“ eine Sache sprachlicher Übereinkunft ist. Keineswegs herrscht Einigkeit zwischen den „wachen, gesunden und unabgelenkten“ Sprachanalytikern, ob man sich auf Verbal-sprache beschränkt („die zur Äußerung einer Überzeugung benutzten Schriftmale und Laute“ – so Putnam<sup>17</sup>) oder darüber hinaus Bilder-, Gebärden- und Ton-sprache einbezieht (wie es Wittgenstein in seinen Nachlaßschriften fordert<sup>18</sup>) oder ob sogar neben der Bildersprache auch die Sprache der Bilder nebst anderen Zeichensystemen einzuschließen sind, weil nur so die Gedankenwelt eines Individuums, einer Kultur oder der Menschheit insgesamt erfaßt und zureichend analysiert werden kann (wie es Umberto Eco's allgemeine Semiotik verlangt<sup>19</sup>).

#### *a. Michel Foucaults Frage nach dem Wesen der Aussage*

Tatsächlich bewegt sich die analytische Philosophie bisher in noch engerem Rahmen, nämlich vorwiegend im Bereich der europäischen Haupt-Sprachen und bezieht sich vornehmlich auf prädikative Sätze, also Aussagesätze. Genau dieser Bezug auf Sätze wie „Eine Katze ist auf einer Matte“, in denen einem Subjekt etwas zugesprochen wird, wird aber nun selbst zum Thema. Nach Russell ist gesunde Philosophie Analyse von Propositionen. Dieser offenbar zentrale Gegenstand der sprachanalytischen Philosophie ist terminologisch aber so umstritten, daß inzwi-

<sup>16</sup> H. Schleichert, Über die Bedeutung von „Bewußtsein“, in: *Bewußtsein. Philosophische Beiträge* (hg. v. S. Krämer), Frankfurt a. M. 1996, 54-65, 63.

<sup>17</sup> H. Putnam, *Erneuerung*, a. a. O. 133.

<sup>18</sup> *Philosophische Grammatik I*, zitiert nach: *Historisches Wörterbuch*, a. a. O. 1493.

<sup>19</sup> Vgl. U. Eco, *Semiotik und Philosophie der Sprache (Supplemente, 4)*, München 1985, 11-29.



schen vorgeschlagen wird, das Wort besser zu vermeiden.<sup>20</sup> Ursprünglich meint Proposition die Aufgabenstellung für eine nun folgende Argumentation, also so etwas wie eine Problemexposition, eine Zielvorstellung für eine Diskussion. Seit Aristoteles ist der Aussagesatz, in dem ein Sachverhalt als bestehend behauptet wird, der entscheidende Ansatzpunkt für den philosophischen Diskurs. Aber was ist eine Aussage? Der Übersetzer Johannes Schiel (von dem das Wort „Geisteswissenschaft“ stammt) gab Mills „proposition“ noch mit „Urteil“ wieder; Frege spricht vom „Gedanken“; heute setzt man lieber „Sachverhalt“ ein und meint damit etwas, was der Fall sein kann oder nicht und im Deutschen wie in einigen anderen Sprachen in Daß-Nebensätzen erscheint: „Daß es regnet“ wäre also eine Proposition – ein Sachverhalt, der behauptet, d. h. ausgesagt, aber auch gefragt, gewünscht oder befohlen werden kann.

Die linguistische Diskussion hat inzwischen verdeutlicht, daß Aussage, Proposition, Satz und Sprechakt zu unterscheidende Momente einer sprachlich vermessenen Wirklichkeit sind; wie diese zueinander stehen, ist aber umstritten. Michel Foucault zeigt, daß eine Aussage – der Grundbaustein jeder sprachlichen oder gedanklichen Auseinandersetzung, sozusagen das Atom des Diskurses – sowohl aus mehreren Propositionen bestehen wie daß eine Proposition in verschiedenen Aussagen vorkommen kann, ja daß sogar etwas, das nicht an einen Satz erinnert, wie die Buchstabenfolge QWERTZUIO eine Aussage ist (nämlich über die Tastenfolge auf einer Schreibmaschine); ähnlich verhält es sich mit Graphiken und dann auch Gemälden, Denkmälern und Musikstücken, die zwar durch Sätze kommentiert werden können, aber nicht selbst Sätze sind, trotzdem jedoch Aussagen darstellen. Ein einziger Sprechakt wie ein Schwur oder ein Vertrag wiederum besteht oft aus mehreren Aussagen; Eine Aussage wie „Ich lüge immer“ ist offenbar kein in sich stimmiger Sprechakt, weil hier zugleich etwas behauptet und zurückgenommen wird usw. Aussagen existieren offenbar, so Foucault, weder auf dieselbe Weise wie die Sprache noch auf dieselbe Weise wie irgendwelche materiellen Gegenstände also *in* der Sprache und doch *jenseits* von ihr.<sup>21</sup>

Nimmt man noch hinzu, daß innerhalb der sprachanalytischen Philosophie nicht nur die Programmatik als solche – ist Sprachanalyse nur Methode oder mehr –, sondern auch die richtige Frege-, Wittgenstein- oder Quine-Exegese kontrovers ist, dann demonstriert das hinreichend die Probleme dieses philosophischen Ansatzes mit sich selbst schon in fundamentalen Fragen. Es wäre allerdings billig, einer immer noch im Entstehen und im Umbruch befindlichen philosophischen Bemühung dies anzukreiden, gibt aber angesichts der hochfliegenden Hoffnungen auf die Sprachanalyse als das philosophische Instrument schlechthin zumindest zu denken. „Dieser ganze neue Nebel“, resümiert Foucault in anderem Zusammenhang, aber für diesen Fall passend, „um zu verbergen, daß man sich noch immer in derselben Landschaft befindet, noch immer an einen alten, bis zum Elend ausgelaugten Boden geheftet ist.“<sup>22</sup>

<sup>20</sup> Vgl. H-U. Hoche, a. a. O. 107.

<sup>21</sup> M. Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. <sup>8</sup>1997, 115-171.

<sup>22</sup> Ebd. 197.

### *b. Schleiermachers psychologische Interpretation*

In seiner Verstehenslehre unterscheidet Friedrich Schleiermacher zwei Weisen, einen Text oder eine Rede zu interpretieren. Zunächst die grammatische, die auf den Inhalt des Textes geht und seine syntaktische Struktur herausarbeitet. Sie erfordert Sprachtalent und Kenntnis der Kultur, in der ein Text steht, und setzt voraus, daß die Sprache etwas ist, was dem Menschen vorausliegt, daß sie der Raum ist, in dem er denkt, sich artikuliert und schreibt. Diese Weise des Herangehens entspricht in etwa dem heutigen sprachanalytischen Ansatz. Schleiermacher hält aber diese Blickrichtung für unzureichend, den Sinn vollständig zu erfassen, und fordert als Ergänzung eine psychologische Interpretation (die er auch „technische“ nennt, weil sie dem Werden des Textes nachzugehen versucht). Diese Sichtweise setzt voraus, daß Sprache ein Ausdrucksmittel ist von etwas, was ihr je individuell vorausgeht. Sie will den persönlichen Stil, die Eigentümlichkeit des Produzenten erfassen, beachtet Nebenvorstellungen und Anspielungen, den individuellen Sprachgebrauch, den Geschmack und speziellen Ton des Schriftstellers. Erfordert die grammatische Interpretation Sprachtalent, so die psychologische Menschenkenntnis. Der Text wird zur Offenbarung des hinter ihm stehenden individuellen Selbst- und Weltbewußtseins, das nach Ausdrucksmitteln für das sucht, was in ihm vorsprachlich gegenwärtig ist. Der Interpret muß deshalb versuchen, sich in den Autor hineinzuverwandeln. Schleiermacher gibt den für heutige Leser interessanten Hinweis: Die grammatische Interpretation sei distanziert-männlich, sie geht auf das Allgemeine und sieht das Besondere nur als „Fall“; die psychologische Interpretation sei dagegen weiblich, sie erfordert Intuition, das unmittelbare Auffassen des Einmalig-Individuellen, die Fähigkeit zum Erahnen und Hineinfühlen (Divination).<sup>23</sup>

Schleiermachers psychologische Interpretation bleibt am Text und innerhalb der Sprache, ohne die das Denken nebulös bliebe, aber sie hinterschreitet den Text, indem sie auf die Sprünge und Verschlingungen achtet, auf das, was sozusagen zwischen den Zeilen steht: diesseits der Sprache und doch jenseits. Analoges versucht die französische dekonstruktivistische Linguistik mit ihrem geschärften Blick auf die weißen Stellen im Text, auf das Schweigen, die Brüche, die poetischen Schocks und mitlaufenden Subtexte (so etwa Jacques Derrida).<sup>24</sup> Die Schlußfolgerung lautet: Sprache ist ein zwar notwendiges Ausdrucksmittel, aber nicht hinreichend für das Individuelle. Das Selbstbewußtsein muß etwas „Vorsprachliches sein ... – was Generationen von Sprachphilosophen und -analytikern ... geleugnet hatten. Verstehen wir unter ‚Sprache‘ das Gesamt dessen, was in Propositionen mitteilbar und verständlich zu machen ist, so ist Selbstbewußtsein eben gar kein sprachliches Phänomen (was selbstverständlich nicht heißt, daß es sich nicht sprachlich artikulieren ließe). Einige unserer Kenntnisse artikulieren also kein (in Sätzen ausdrückbares) Wissen.“<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Vgl. F. D. E. Schleiermacher, *Hermeneutik* (hg. v. H. Kimmeler), Heidelberg 1959, besonders 109.

<sup>24</sup> Ein Beispiel s. Anm. 29.

<sup>25</sup> M. Frank, *Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. Erweiterte Neuausgabe*, Frankfurt a. M. 1990, 87f.

### 3. Jenseits von Sprache überhaupt

Mit dem Verweis auf die Vorsprachlichkeit des Selbstbewußtseins ist der Bereich der Sprache deutlich überschritten. Sprachanalytisch orientierte Philosophen werden jetzt befürchten, daß – nachdem man die Psychologie Anfang des Jahrhunderts mühsam aus dem philosophischen Streit hinausgedrängt hat – hier hinterrücks wieder psychologische Argumente eingeschuggelt werden. Deshalb sprechen sie ja ungen von Ideen, Urteilen, Gedanken o. ä., sondern von Wörtern, Sätzen und Propositionen. Diesem Psychologismusverdacht ist entgegenzuhalten, daß eine Weise des Philosophierens, die sich so stark empiristischen Traditionen verpflichtet weiß wie die sprachanalytische, nicht einfach von empirischen Fakten absehen darf, besonders wenn sie die Grenzen des sprachanalytischen Unternehmens deutlich werden lassen und auf eine Wirklichkeit hinter der durch Sprache begrenzten und vermessenen verweisen.

#### a. Albert Einstein – Prälinguales Denken

Das betrifft zunächst den angenommenen engen Zusammenhang von Sprache und Denken. Seit Platon ist es gute Tradition, das Denken als eine Art inneren Dialog aufzufassen, als teile sich der Denkende in zwei, die miteinander diskutieren. Als hervorragendes Gegenbeispiel kann Albert Einstein gelten, der sich bis zum dritten Lebensjahr sträubte zu sprechen, lebenslang Schwierigkeiten mit schriftlichen Äußerungen hatte und versicherte: „Ich denke überhaupt sehr selten in Worten. Ein Gedanke kommt, und ich kann *hinterher* versuchen, ihn in Worten auszudrücken.“ Sein Denken geschehe eher bildhaft-assoziativ. Als sein Interviewpartner, der Psychologe Max Wertheimer, einwandte, daß viele meinten, Denken vollziehe sich immer in Worten, „lachte er bloß“.<sup>26</sup> Diese Spur weiterverfolgend, stößt man insbesondere bei Kindern darauf, daß sie die Welt zwar durchaus differenzieren, das aber nicht sprachlich, sondern zunächst perzeptiv und motorisch (durch Blicken, Greifen, Zeigen) leisten und daß die Einzelworte, in denen sie sich äußern, keine verkürzten Aussagesätze bilden, sondern vor allem Vokative, also Anrufungen, und Imperative sind. Das ist nicht nur von entwicklungspsychologischer Bedeutung, sondern hat fundamentalere Konsequenzen.<sup>27</sup> Philosophisch relevant ist die Erkenntnis, daß das propositionale Wissen offenbar nicht so autonom ist, wie es die Sprachanalyse voraussetzt, sondern ihm mit großer Wahrscheinlichkeit nicht-propositionales, unthematisiertes Wissen vorangeht. „Alle Denkprozesse auf das Modell des diskursiven Argumentierens hin auszurichten ist wohl eine Idee, auf die nur Philosophen verfallen können.“<sup>28</sup>

<sup>26</sup> R. Jakobson, Einstein und die Wissenschaft der Sprache, in: E. Holenstein, Die Hintergebarkeit von Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache, Frankfurt a. M. 1980, 159-170. 161f. Auf Holensteins Thesen stützen sich die folgenden Ausführungen zur Kinderpsychologie.

<sup>27</sup> In der Psychologie besonders der USA haben solche und ähnliche Beobachtungen zur „kognitiven Wende“ geführt und den Behaviorismus zurückgedrängt. Als Versuch, alle psychischen Phänomene methodisch auszuschalten, den Menschen wie eine black box zu behandeln und nur auf Äußerungen zu achten, ähnelt dieser dem sprachanalytischen Vorgehen.

<sup>28</sup> M. Carrier / J. Mittelstraß, Geist, Gehirn, Verhalten. Das Leib-Seele-Problem und die Philosophie der Psychologie, Berlin – New York 1989, 217.

*b. Die Neuropsychologin Mary – Erlebnisse und Erfahrungen*

Was in der sprachanalytischen Philosophie Quines „Gavagai“, das ist für die Bewußtseinsphilosophie die Neuropsychologin Mary, welche 1984 von Frank Jackson erfunden wurde. Mary weiß über die physiologischen Prozesse, welche der menschlichen Farbwahrnehmung zugrunde liegen, bestens Bescheid, hat selbst jedoch nie Farben gesehen, weil sie seit jeher in einer ausschließlich schwarzweißen Umgebung lebt.<sup>29</sup> Wird Mary freigelassen und sieht nun erstmals die Farbenpracht der Erde, erwirbt sie zweifellos neue und wesentliche Kenntnisse über die Beschaffenheit der Welt und über den Charakter der visuellen Erlebnisse ihrer Mitmenschen. Diese Neuheiten sind ihr offenbar durch Sprache nicht zu vermitteln. Denn: „Die Aussage über einen Gegenstand allein verschafft einem niemals diesen Gegenstand selbst.“<sup>30</sup> Was hier jenseits der Sprache liegt, ist aber von immenser Bedeutung und – ist Wissen. „Ich habe nämlich auch dann Zahnweh oder Liebesleid oder Examensangst, wenn ich nicht darüber nachdenke oder nicht behaupte oder daran denke, es zu haben. ‚Zahnweh‘ ist schon ein Begriff, mit dem ich nachträglich beschreibe, wie mir zunächst – begrifflos – zumute war.“<sup>31</sup> Als jeweils höchst persönliches Erlebnis liegt es jenseits der Sprache – denn eine Privatsprache ist keine. Das Erlebte wird allerdings die Sprache suchen müssen: Erst die Versprachlichung hält es sozusagen auch für mich selbst auf einer mittleren Ebene des Erlebnisniveaus, konserviert es für mich und für andere und macht es mitteilbar. Dieser Zusammenhang zeigt sich in extremer Weise an Drogensüchtigen, die aufgrund der Außergewöhnlichkeit und Nicht-Mittelbarkeit ihrer Wahrnehmung schnell vereinsamen und diese wohl deshalb für sich selbst immer wieder suchen müssen. Aber auch außerhalb solcher Extrembereiche läßt sich erkennen, daß neben Erlebnissen der gesamte Bereich unserer Fähigkeiten, Fertigkeiten, Kompetenzen und unseres bewußten Könnens, unserer Urteilskraft als solcher und unseres ganz alltäglichen Gebrauchswissens zu wesentlichen Teilen jenseits von Sprache liegt. Er bildet „Erfahrung“ in dem Sinne, wie man von einem erfahrenen Handwerker oder Lehrer spricht. Es geht hierbei um die Grenze zwischen dem Know that und dem Know how. „Know that“ ist „Ich weiß, daß“ – propositionales Wissen von Sachverhalten, das der Sprache zugänglich und auf diesem Wege kommunizierbar ist. „Know how“ ist „Ich weiß, wie“ – Gebrauchswissen und mehr: Kenntnis durch innige Vertrautheit mit dem Gegenstand, eine Dimension, die sich der Versprachlichung letztlich entzieht und deshalb schwer zu vermitteln (und zu analysieren) ist. Hier sind andere Formen der Kommunikation notwendig – und möglich: Zitherspielen, so schon Aristoteles, lernt man durch Zitherspielen, also durch Nachahmung und zunächst nicht dadurch, daß man darüber spricht.

<sup>29</sup> Vgl. M. Nida-Rümelin, Was Mary nicht wissen konnte. Phänomenale Zustände als Gegenstand von Überzeugungen, in: Th. Metzinger (Hrsg.), Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie, Paderborn – München – Wien – Zürich 1995, 259-282. – Übrigens läßt sich an diesem Gedankenexperiment gut das dekonstruktivistische Lesen von Subtexten demonstrieren: Ausgerechnet eine Frau in schwarzweißer Umgebung einzusperrern und sie mit dem Namen Mary (Maria – Ideal-Frau, hortus conclusus etc.) zu versehen, erscheint typisch männlich. (Für diesen Hinweis danke ich Dagmar Mensink, Tübingen.)

<sup>30</sup> W. Wieland, Platon und die Formen des Wissens, Göttingen 1982, 227.

<sup>31</sup> M. Frank, a. a. O. 72.

### *c. Feuerbach – Unaussprechliches, das sich zeigt*

Sprachanalyse hat, wie eingangs festgestellt, offenbar fast zwangsläufig Konsequenzen für das Weltverständnis: Was sprachlich ist, ist wirklich, und außerhalb der Sprache gibt es dann eigentlich nichts. Gibt es jedoch ein Denken jenseits der Sprache, dann wohl auch eine Welt jenseits der sprachlich konstituierten Welt. Es gibt das Unaussprechliche, das sich – so sagt es Wittgenstein – als das Mystische nur zeigt.<sup>32</sup> Solches widerfuhr dem Materialisten Ludwig Feuerbach, als er einen Kometen zu sehen bekam: Ich „wollte ... die in der Nebenstube Befindlichen zum Mitgenuß herbeirufen; aber ich konnte nicht rufen, ich war sprachlos“.<sup>33</sup> Das auf diesem Wege des Sich-Zeigens an Informationen Mitgeteilte kann nur mit Verlust und um den Preis der Vergrößerung in Sprache gebracht werden. Schon jedes Bild enthält mehr Informationen als eine Proposition, welche alles gewissermaßen in Wahr-Falsch-Alternativen digitalisieren muß.

Diese Erfahrung des Unaussprechlichen führt notwendigerweise auf den Gedanken, daß es nicht absurd ist, eine Welt jenseits der Sprache und des Denkens anzunehmen, auch wenn sie dann nicht mehr einfach in den Bereich des philosophischen Diskurses fällt, kann dieser doch nur zulassen, was die Form der Aussage angenommen hat. Selbst wenn es uns nie gelänge, den von Putnam abgelehnten Gottesstandpunkt einzunehmen, so ist doch nicht zu verbieten, diesen mitzudenken und sich auf den Weg einer diesbezüglichen Entfaltung zu begeben. Es darf sich gewei-gert werden, die Welt auf das sprachlich Kommunizierbare und sogar Konstituierbare einzugrenzen, und es darf im Gegenzug nach über die Sprache hinausgehenden Kommunikationsmitteln für diese Art von Welterfahrung gesucht werden, um die Fixierung auf die Sprache als den einzig möglichen Weg zur Wirklichkeit zu überwinden. Sprache ist notwendig, aber nicht hinreichend: Die Grenzen der Sprache und die Grenzen der Philosophie wie jeglicher wissenschaftlicher Bemühung sind noch nicht die Grenzen unserer Welt. Das sieht übrigens auch Putnam, wenn er fordert: „Anstatt ausschließlich oder in erster Linie über Sprachliches zu reden und mithin über Versionen, die aus Aussagen bestehen, sollten wir auch andere ‚Versionen‘ der Welt in Betracht ziehen, etwa Gemälde, musikalische Kompositionen usw.“<sup>34</sup> Er sieht hier eine Herausforderung für die Philosophie von morgen, aber – so füge ich an – diese Herausforderung dürfte die Philosophie letztlich sprengen.

### **Folgerungen für die Theologie**

Konsequenzen können hier nur angedeutet werden. Die Theologie enthält in sich das Paradox, Gottesrede zu sein, also das eigentlich Unsagbare in Aussagesätze zu bringen. Sie kann sich ihr unsagbares Objekt nicht nehmen lassen und muß zugleich auf ihrer wissenschaftlichen Bemühung um dieses Objekt bestehen – und

<sup>32</sup> Vgl. Tractatus 6.522.

<sup>33</sup> L. Feuerbach, *Spiritualismus und Materialismus 1863-66*, § 14; zitiert nach H. Blumenberg, *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt a. M. 1987, 118.

<sup>34</sup> H. Putnam folgt hier N. Goodman, vgl. H. Putnam, *Erneuerung*, a. a. O. 166.

damit zwangsläufig in ein Dilemma geraten. Wittgenstein suchte einen Ausweg und endete seinen „Tractatus“ mit dem berühmten Satz: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“ Da sich jedoch jenseits der Sprache nicht die Sprachlosigkeit Ludwig Feuerbachs angesichts des Kometen ausbreitet, sondern oft lärmender Unsinn und sinnloses Gerede herrschen (wie die Esoterikliteratur und die Talk-Shows in extenso demonstrieren), sind Philosophie und Theologie hier herausgefordert. „Verzeih diese abstrusen Ausdrücke!“ schreibt Goethe 1827 an Zelter, den er über den Tod seines Sohnes trösten will. „Man hat sich aber von je her in solche Regionen verloren, in solchen Sprecharten sich mitzuteilen versucht, da wo die Vernunft nicht hinreichte und wo man doch die Unvernunft nicht wollte walten lassen.“<sup>35</sup> Die Unvernunft nicht walten zu lassen ist eines der Motive für eine Bemühung, welche die Grenzen der Sprache ständig überdehnen muß. Theologie wird aber sich und andere darauf aufmerksam machen, daß es mehr gibt als den prädikativen Aussagesatz, auch wenn Aussagesätze ihr Element sind, in dem sie sich bewegt: jenseits der Sprache innerhalb der Sprache den Vokativ (die Anrufung des Beters), die Wahrheit zwischen den Zeilen und in den Sprüngen und Verschlingungen der Texte, die Unhintergebarkeit der Perspektiven nicht erst zwischen den Konfessionen und Religionen, sondern schon innerhalb der nichtreduzierbaren Bibliothek „Bibel“. Jenseits der Sprache außerhalb der Sprache andere Ausdrucksformen in Meditation und Liturgie sowie das Schweigen des Thomas von Aquin am Ende seines Lebens angesichts des Geschauten<sup>36</sup> – trotzdem können ihn Gläubige gerade hier verstehen. Theologie ist, so gesehen, nur die zweitbeste Fahrt, die Aussagen über Aussagen macht, aber immerhin doch Fahrt.

Als praktische Konsequenz am Ende dieser Überlegungen stehe eine exemplarische Frage: Wenn Musikunterricht nicht nur Sprechen über Musik, also propositionales Musikwissen, sondern Hören und Musizieren ist, und wenn Sportunterricht Sporttreiben einbezieht und sich so mehr als Sportkunde darstellt, was ist dann schulischer Religionsunterricht – Sprechen über Religion oder mehr? Und welche wesentlichen Voraussetzungen muß dann ein Religionslehrer (oder auch ein Religionswissenschaftler) erfüllen?

<sup>35</sup> Zitiert nach H. Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a. M. 1996, 436f.

<sup>36</sup> Vgl. J. Pieper, *Thomas von Aquin. Leben und Werk*, Leipzig 1984, 26.